



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Vor vierzig Jahren : Erinnerungen. 1. In Göttingen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Jedenfalls liefert der Kongostaat mit der Verwirklichung seiner weit-schauenden Verkehrspolitik ein Muster für alle andern Kolonialstaaten in Afrika. Daß die Engländer, die vor der Kongokonferenz des Jahres 1884 durch einen Vertrag mit Portugal die freie Schifffahrt auf dem untern Kongo vernichtet hatten, dann aber dem Kongostaate freie Hand lassen mußten, jetzt über die glänzende Lösung der Kongoverkehrsfrage nicht erfreut sind, ist vielleicht zu begreifen. Für uns aber ergibt sich die natürliche Schlussfolgerung, die Bismarckische Politik auch an diesem Punkte der Welt fortzusetzen und dem uns benachbarten Kongostaat ein gedeihliches Fortschreiten auf dem Wege der von ihm eingeschlagenen Verkehrspolitik zu wünschen.



## Vor vierzig Jahren

Erinnerungen von Otto Kaemmel

### 1. In Göttingen



In diesem Jahre 1906 ist schon oft genug von 1806 die Rede gewesen, von der Schlacht bei Sena, dem Rheinbunde, der Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, von einem Jahre des Unglücks und der Schmach, und man tut wohl, sich daran zu erinnern. Aber sechzig Jahre nach 1806 folgte auf Sena Königgrätz, auf den Rheinbund die Begründung des Norddeutschen Bundes, der sich vier Jahre später zum Deutschen Reiche ausgestaltete. Auch daran ziemt es sich, in diesem Jahre zu denken, nicht nur an seine Erfolge, sondern auch an das, was damals so blutige und gewaltsame Entscheidungen nötig machte, an die alten und neuen Gegensätze, an den verblendeten Haß und den trotzigen Eigensinn, an alles das, was damals einem guten Teile der Nation den Weg zur Neugestaltung des Vaterlandes versperrte und den Bruderkrieg unvermeidlich machte.

Ich hatte zu Pfingsten 1865 nach längerer Pause Hamburg, wo ich damals Verwandte hatte, und zum erstenmale Kiel besucht und dabei so manche interessante Einblicke getan in das wogende Leben der stolzen, selbstzufriednen Welthandelsstadt, die damals und noch lange danach durch eine Zollgrenze vom deutschen Binnenlande geschieden war und ihre Flagge mit den drei weißen Türmen im roten Felde auf allen Meeren flattern ließ; ich hatte in der herrlichen Fährde von Kiel den Kern der kleinen preussischen Flotte vor Anker liegen sehen, denn soeben war die preussische Marinestation von Danzig nach Kiel verlegt und damit tatsächlich von dem künftigen Kriegshafen Besitz ergriffen worden; ich hatte dort die schleswig-holsteinische „Interimsflagge“ — blau-weiß-rot mit einem gelben Viereck in der obern Ecke an der

Stange — zweifelnd betrachtet und auch das kleine Haus an der Düsternbrooker Allee, in dem der „Herzog“ Friedrich immer noch auf eine günstige Wendung harrete, die damals schon verspielt war. Es war eine Zeit schwüler Spannung; wir ahnten, daß es über kurz oder lang um die Herzogtümer zum Kampfe kommen werde, aber wir ahnten nicht, wie nahe sein Ausbruch schon damals war, und begrüßten doch wenig Wochen später den Abschluß der Gasteiner Konvention (14. August 1865), die ihn noch hinausshob, mit sehr berechtigten Zweifeln an ihrer Dauer. So war auch die Stimmung in Holstein sehr erregt. Sie kam sehr charakteristisch in den Worten eines echten Friesen von der Insel Amrum, den ich in Hamburg kennen lernte, zu monumentalem Ausdruck: „Ich sehe ein, daß Schleswig-Holstein nicht selbständig bleiben kann, aber preußisch wollen wir nicht werden“, was sein junger Sohn nach der positiven Seite hin zur tiefen Entrüstung meiner Verwandten durch den leidenschaftlichen Ausruf ergänzte: „Lieber dänisch als preußisch!“ Dergleichen muß man erlebt haben, wenn man die Stärke der damaligen Gegensätze begreifen will. Ich sollte noch viel mehr erleben. Es war mir beschieden, den blutigen Sommer 1866 auf sehr verschiedenen Schauplätzen zu verleben, den Ausbruch des Krieges in Göttingen, den böhmischen Feldzug in meiner Vaterstadt Zittau, das Ende und den Friedensschluß in Plauen. Hinterher ist mir das als eine überaus günstige Fügung erschienen; ich hätte keine günstigeren Beobachtungsstationen wählen können.

Als ich nach der Mitte des April 1866 nach Göttingen ging, um dort meine historische Ausbildung zu einem bessern Abschluß zu bringen, als es mir unter den damaligen Verhältnissen der Universität Leipzig möglich gewesen war, lag es wieder wie eine elektrische Spannung über Deutschland. Von den wichtigsten Ereignissen wußten wir freilich wenig oder nur äußerliches; ist es doch die unsterbliche Naivität politischer Kinder, zu verlangen, daß die Regierungen der Presse alles, worüber sie verhandeln, offenbaren. Wir hatten also keine Kunde von dem entscheidenden preußischen Ministerrat vom 28. Februar, der den Beschluß gefaßt hatte, es um Schleswig-Holstein auf einen Krieg ankommen zu lassen und zugleich die Bundesreform in die Hand zu nehmen; wir hatten wenig auf die Ankunft des italienischen Generals Govone in Berlin am 8. März geachtet, wir sahen nur die unverkennbar wachsende Spannung zwischen den beiden Großmächten und militärische Maßregeln. Erst der preußische Antrag am Bundestage auf Berufung eines deutschen Parlaments zur Beratung einer Bundesreform vom 9. April, einen Tag nach dem Abschluß des preußisch-italienischen Bündnisses (8. April), der die Aktion einleitete, zeigte uns, daß sich etwas vorbereite, aber so sehr viel Aufmerksamkeit erregte er nicht, und am allerwenigsten irgendwelche Begeisterung, denn das Mißtrauen gegen die preußische Regierung war allgemein. Die politische Erregung kam schon unterwegs auf der Fahrt über Leipzig und Magdeburg in Reisegesprächen mannigfach zum Ausdruck. Ein Schlesier er-

klärte, von Rüstungen merke man bei ihm daheim wenig, außer etwa in Kosel und in Reize und in der Einziehung von Reserven für die in Schleswig stehenden Truppen; aber der Krieg sei unvermeidlich, und den fürchte man auch in Schlesien gar nicht, viel störender sei das lange Schwanken zwischen Krieg und Frieden. Aus Schleswig-Holstein würde Preußen niemals weichen, das heiße bei ihnen in Schlesien nach Olmütz gehn. Die Haltung des Abgeordnetenhauses mißbilligte er scharf, das seien in der letzten Zeit keine Debatten, sondern nur Personalien gewesen; vor allem sei es ein schwerer Fehler, daß das Haus in der schleswig-holsteinischen Frage nicht eine bestimmte Stellung eingenommen habe. Im anstößenden Coupé — ich fuhr natürlich dritter Klasse — verfocht ein ehemaliger sächsischer Unteroffizier gegen seine preußischen Reisegefährten die Vorzüge der damaligen sächsischen Heeresverfassung, die mir jetzt entfallen sind, natürlich nicht ohne lebhaften Widerspruch. Weiterhin auf der Fahrt nach Magdeburg waren zwei Preußen darüber einig, daß die Lasten zwar schwer seien, aber doch nur deshalb, weil Armee und Flotte auch für ganz Deutschland gehalten würden, das dazu doch keinen Pfennig beisteure. In Magdeburg, dessen Bahnhof damals am Fürstenwall dicht an der Elbe lag, war von kriegerischen Vorbereitungen nicht das mindeste zu bemerken; daß eine Reihe von Batterien eine Straße fuhr, die der Zug passierte, war nichts außergewöhnliches. So kam ich gegen drei Uhr Nachmittags über Wolfenbüttel, Lutter am Barenberge und Gandersheim in Göttingen an, wo ich an der Weender Straße, der Hauptstraße der Stadt, im Hause eines wackern Bäckermeisters ein bescheidenes Quartier bezog.

Die Lage Göttingens im breiten, grünen, fruchtbaren Leinetale und im Ringe anmutiger, zum Teil bewaldeter Höhen machte einen behaglichen und anheimelnden Eindruck, und vom Abhange des berühmten Hainberges im Osten der Stadt präsentierte sie sich stattlich, noch halb mittelalterlich. Denn ringsum zog sich noch der alte, mit schönen Linden beschattete Wall; die Vorstädte waren noch ganz unbedeutend und trugen einen überwiegend ländlichen Charakter. Auch das Innere der Stadt hatte viel Altzeitliches und im ganzen etwas Kleinstädtisches: meist krumme und schmale Gassen, die Häuser selten über zwei Stockwerke, das obere Stockwerk nach niederdeutscher Weise etwas vortragend und meist aus Fachwerk gebaut, hier und da ein Arm der Leine, der Verkehr gering außer in manchen Stunden in der Weender Straße, stattlich der Markt mit dem alten, burgartigen Rathause, darüber die Türme einiger spätgotischer Kirchen. Einen recht ländlichen Eindruck machte es, wenn am Vormittage die Herde der Stadt auszog, auch am Sonntage, mitten unter den Kirchgängern, und am Nachmittage wieder blökend heimkehrte, wobei natürlich jedes Tier von selbst sein Haus auffand und durch die Hausflur in seinen Stall lief, unbekümmert um die menschlichen Mitbewohner des Hauses. Nicht ohne leichten Spott nannten deshalb akademische Kreise Göttingen das „Universitätsdorf“.

In der That überwog die Universität so, daß in denselben Kreisen wohl die Bevölkerung der Stadt scherzweise in Professoren, Studenten und Wächters eingeteilt wurde. Alles, was die Universität betraf, war stattlich, würdig, reichlich: das schöne neue Kollegienhaus vor dem Weender Tore in romanischem Stil, die großartige Universitätsbibliothek, die zum Teil in den hohen, weiten Räumen einer ehemaligen Kirche untergebracht war, die Aula in einem besondern Gebäude, das neue chemische Institut am Walle, die „Stänkeranstalt“, wie sie der Volkswitz nannte, endlich das Literarische Museum in dem vornehmen großen Hause, das ehemals Otfried Müller gehört hatte, jetzt eine Lesehalle ersten Ranges enthielt und mit seinem schönen, großen, schattigen Garten auch der Mittelpunkt akademischer Geselligkeit war. Unter den Professoren gab es auch damals eine Reihe hervorragender Männer: der Theolog Heinrich Ewald, einer der berühmten Göttinger Sieben, ein langer hagrer Herr mit vollem weißem Haar, immer in Zylinder und schwarzem Gehrock, der hochangesehene Jurist und Staatsrechtslehrer Heinrich Albert Zachariä, in diesem Jahre Rektor, der Historiker Georg Waitz, der Archäolog Ernst Curtius, der Philolog Hermann Sauppe, der Geolog und Geograph Wolfgang Sartorius von Waltershausen, der Erforscher des Atna, der Philosoph Hermann Lotze u. a. m. Auch die Studentenschaft war aus Angehörigen aller deutschen Stämme zusammengesetzt; im ganzen überwogen die Norddeutschen, neben den Hannoveranern namentlich die Preußen, aber auch zahlreiche Süddeutsche waren da und nicht wenige Schweizer. Die vornehmen Verbindungen, in denen die Söhne des welfischen Adels dominierten, standen sehr für sich, traten aber gelegentlich durch große Auffahrten, zu denen die königliche Post elegante Wagen stellte, in die Öffentlichkeit. Gewisse kleine gesellige Mittelpunkte bildeten daneben die zahlreichen Mittagstische in Privathäusern, in denen man für billige Preise vorzüglich und reichlich verpflegt wurde, viel besser als damals durchschnittlich im sparsamen Sachsen. gearbeitet wurde im ganzen fleißig, denn eine Bummeluniversität wie Heidelberg und Freiburg ist das ernste Göttingen niemals gewesen.

Freilich, die bewegte Zeit forderte gebieterisch ihre Rechte, und gerade die bunte Mischung der Studentenschaft, unter der sich viele ältere Leute befanden, belebte das politische Interesse, weil sich sehr verschiedene Standpunkte geltend machten. Auch die Professoren hatten die mannigfachsten Beziehungen nach auswärts, einzelne sahen auf eine reife politische Erfahrung zurück, und nur wenige gehörten ihrer Abkunft nach Hannover an. Georg Waitz war Holsteiner und hatte im Frankfurter Parlament gesessen, dem auch Zachariä, ein geborner Thüringer, von Anfang an angehört hatte, Ernst Curtius, obwohl Lübecker, stand als ehemaliger Lehrer des Kronprinzen mit dem preussischen Hofe in engen Beziehungen, Hermann Lotze war ein geborner Sachse. So flossen Beobachtungen und Erfahrungen von sehr verschiedenen Seiten in diesem „Universitätsdorf“ an der Leine zusammen, und da ich in regelmäßigem Brief-

wechsel mit meinem Vater stand, so erhielt ich fortwährend Kunde auch aus Sachsen.

In den ersten Tagen war die Stimmung noch ziemlich ruhig, die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens hielt man fest. Aber schon gegen Ende des Monats begann diese Hoffnung zu schwinden, und die am 5. Mai verfügte Mobilisierung der preussischen Armee, der scharfe Notenwechsel zwischen Berlin und Dresden, die Einziehung auch der sächsischen Urlauber, von der mir mein Vater schrieb, die Auflösung des preussischen Abgeordnetenhauses (10. Mai) zeigten bald den schweren Ernst der Lage. Schon erhielten auch die hier studierenden Preußen, darunter mehrere Mitglieder des Waikönschen Seminars, ihre Einberufungsorder, andre erwarteten sie täglich. „Ich habe nicht gefunden, schrieb ich am 23. Mai, als einer nach dem andern aus meinem kleinen Kreise zur Armee abging, daß die Leute mit Widerstreben gingen. Sie lassen hier vieles, ja alles im Stich, sie gehn möglicherweise in den Tod, aber sie sind politisch und moralisch so gebildet, daß sie es aus voller Überzeugung tun. »Ich habe meinem Vater geschrieben, sagte einer, ich wolle mitziehen, wenn es zum Kriege käme für die Existenz und die Größe Preußens; er antwortete mir, ich solle es in Gottes Namen tun.« Er war völlig gefaßt, ruhig, ohne Übermut, aber zuversichtlich.“ Damals ist mir zuerst die Größe der allgemeinen Wehrpflicht greifbar entgegengetreten und die Stärke des preussischen Staatsbewußtseins.

Auch Hannover begann (seit 5. Mai) seine Reserven einzuziehen; ja man erfuhr, daß die Preußen demnächst ihre vertragsmäßigen Stappenstraßen durch Hannover besetzen würden. Unter solchen Umständen war auf dem Museum der Krieg das alltägliche Thema der Unterhaltung. Auch Männer wie Ernst Curtius, der Intimeres wissen konnte, begannen an den Krieg zu glauben; dazu erhielt ich aus Leipzig, ich weiß nicht mehr von wem, doch ganz authentisch (vor dem 13. Mai) die Nachricht, Heinrich von Treitschke (seit Herbst 1863 in Freiburg) sei kürzlich in Berlin gewesen, habe dabei eine Audienz bei Bismarck gehabt, und dieser habe ihm gesagt: „Wenn nicht ein Wunder geschieht, so wird es diesmal zum Ausbruch kommen“; davon habe er auf der Rückreise in seinem alten Leipziger Kreise erzählt.\*) Die Stimmung um mich herum war, soweit ich erkennen konnte, nirgends für Österreich, vielfach direkt für Preußen, wenn nicht einfach welfisch partikularistisch oder philisterhaft gleichgiltig. Daß Hannover in den Krieg hineingerissen werden könne, oder daß es sich

\*) Treitschke war um Ostern nach Dresden und von dort nach Berlin gegangen, um hier für seine deutsche Geschichte im Archiv zu arbeiten. Von Berlin aus schrieb er seinen ersten Brief an seinen Vater am 8. April, vgl. Th. Schiemann, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre (1898), S. 248 f. Von einer persönlichen Begegnung mit Bismarck erzählt auch Schiemann, aber ohne jede nähere Angabe; den Aufenthalt in Leipzig erwähnt er S. 250. Die Verhandlungen Treitschkes mit Bismarck über dessen Antrag, das königliche Kriegsmanifest zu verfassen, fallen erst in die Zeit vom 7. bis zum 14. Juni, s. Schiemann S. 251 ff.

gar für Österreich entscheiden werde, glaubte kein Mensch. Dabei genoß die eigne Regierung im Lande wenig Sympathien; man schalt sie wohl hier und da, mit Bezug auf die Abhängigkeit des blinden Königs von seiner Umgebung, geradezu ein „Lakaienregiment“. Was ich dagegen von der schon damals ganz klaren Parteistellung der sächsischen Regierung erfuhr, war geeignet, einen bedenklichen Eindruck zu machen. Schon Mitte Mai rückten die Leipziger Jägerbataillone aus, um zu der sich um Dresden sammelnden Armee zu stoßen. Damals (Anfang Juni) war eben der außerordentliche sächsische Landtag, der die Mittel zur Mobilisierung bewilligen sollte, eröffnet worden; die Thronrede hatte deutlich genug „von unberechtigten Drohungen gegenüber Mindermächtigen“ gesprochen, denen man sich nicht unterwerfen dürfe, und der Widerspruch des Bürgermeisters Koch von Leipzig gegen jene Bewilligung wurde ihm beinahe als Vaterlandsverrat ausgelegt. Aber mein Vater schrieb mir, von eigentlichen Sympathien für Österreich sei keine Rede, um so mehr freilich von Abneigung gegen Preußen; was man wünsche, sei vor allem die ungeschmälerte Erhaltung Sachsens, die man von Preußen bedroht wähnte; in diesem Falle hoffte man auf den energischen Beistand Österreichs. Höchst widerwärtig war nach den Zeitungen die überwiegende Stimmung in Süddeutschland. In Württemberg schimpfte man sich „Du Preuß“, und in der Frankfurter „Kritik“ verfocht ein haßerfüllter Artikel die Zerstücklung Preußens und die „Germanisierung“ Preußens durch süddeutsche Garnisonen. Wahrlich, das deutsche Volk von damals wollte seine bundesstaatliche Einheit im Ernste durchaus nicht!

Inzwischen machte sich auch dem ärgsten und stumpfsinnigsten Philister eine Folge der unsichern Lage sehr unbequem bemerkbar. Das oft so schmutzige und wohl auch halbzerrißene Papiergeld, unser gewöhnliches Zahlungsmittel außer Silber und Kupfer, diese in allen Farben prangenden Talerscheine, mit denen damals alle deutschen Regierungen wetteifernd mit zahllosen Banken Deutschland überschwemmt, ein glänzender Beweis dafür, daß die Deutschen dieser Zeit nicht einmal auf diesem doch durchaus neutralen Boden irgendwelche Einheit zustande bringen konnten, begannen, sobald sie „ausländisch“ waren, im Kurse zu sinken. Eine Note der Leipziger Bank über zwanzig Taler wurde in Göttingen schon am 15. Mai nur noch zu 19 Talern 10 Groschen angenommen, ein preußischer Talerschein sollte am 19. nur noch 27 Groschen gelten. Ähnliches wurde aus Leipzig berichtet, wo alles zu den Banken drängte, um das Papiergeld gegen Silber einzuwechseln und die Silbertaler fast ganz aus dem Verkehr verschwanden. Der mittelstaatliche Antrag auf allseitige Abrüstung, der am 19. Mai bekannt wurde, und der Vorschlag eines europäischen Kongresses beruhigten wieder etwas, so sehr beides ein Schlag ins Wasser war. Aber die Nachricht vom Abschluß des preußisch-italienischen Bündnisses, die endlich am 20. Mai bekannt wurde, deuteten wieder auf Krieg, und die überraschende Reise des Prinzen Karl von Hohenzollern nach Rumänien, die in denselben Tagen durch die Blätter lief, zeigte deutlich genug, wie weit

die Spannung zwischen Preußen und Österreich, das diese Thronkandidatur durchaus nicht wollte, sondern darin einen feindlichen Schachzug sah, schon gebiechen sei.

Unter diesen Umständen war mir eine Abendgesellschaft, zu der ich von Ernst Curtius für den 17. Mai geladen war, von besonderm Interesse, denn ich traf hier Gäste aus verschiedenen Teilen Deutschlands, dazu einige Schweizer und einen Griechen aus Casarea in Kleinasien, Studenten und junge Doktoren. Natürlich beherrschten die Tagesfragen das Gespräch. An Frieden glaubte niemand mehr, am wenigsten Curtius selbst; die Preußen aber waren durchweg voll Mut und Zuversicht. Sie hoben hervor, ihre Armee habe viel mehr Offiziere als die österreichische und enthalte vor allem mehr gebildete Elemente. Von der Genialität Moltkes, die sich freilich erst in diesem Feldzuge offenbaren sollte, wußte man noch nichts, er galt nur für „einen sehr tüchtigen Offizier“. Die Anspannung, das gaben alle zu, sei freilich ungeheuer, und lange könne Preußen dieses gewaltige Aufgebot, das in alle Verhältnisse aufs tiefste eingriff — man sprach von 640 000 Mann, die unter Waffen stünden —, nicht aufrecht erhalten. Andererseits verlautete dann wohl, daß eine tiefe Erbitterung gegen das herrschende System im Lande weit verbreitet sei, und manche Schwarzseher wollten sogar eine Revolution für möglich halten, was wieder von andern scharf bestritten wurde. Sehr erfrischend wirkte manchen Kundgebungen gegenüber die mannhafte Erklärung des Breslauer Magistrats, für die Größe Preußens sei Schlesien bereit, alles auf sich zu nehmen. So beging Göttingen unter dem Druck einer dunkeln, sorgenschweren Zukunft am 27. Mai den Geburtstag des Königs Georg in der üblichen Weise mit Völlerschüssen, Musik und Festessen, und niemand ahnte, daß es der letzte sein sollte.

Mit dem Anfang Juni begannen die Dinge rascher vorwärts zu gehn. Am 3. Juni hatten wir die Nachricht, daß Österreich die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Sache dem Bundestage überwiesen, also die Gasteiner Konvention gebrochen habe. Damit war der Krieg ganz nahe gerückt. Offenbar zu einem letzten Verständigungsversuche eilte der Großherzog von Baden nach Pillnitz, aber am 7. wußten wir, daß er unverrichteter Sache wieder abgereist sei, am 8. meldete der Telegraph den preußischen Einmarsch in Holstein (7. Juni), den Rückzug der Österreicher nach Altona. Danach einige Tage eine fast beängstigende Stille, die dumpfe Schwüle vor dem Gewitter. Wie ein Blitz, der die Lage taghell beleuchtete, kam uns da ein Artikel Treitschkes im Juniheft der Preußischen Jahrbücher „Der Krieg und die Bundesreform“.<sup>\*)</sup> Darin riet der Historiker seinen liberalen Freunden in Preußen, abzustehn von der Er kämpfung des unbeschränkten Steuerbewilligungsrechts, sich zufrieden zu geben mit der Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Budgetsrechts und die auswärtige Politik Bismarcks zu unterstützen, den sie durch keinen Liberalen er-

<sup>\*)</sup> Jetzt abgedruckt in den „Zehn Jahren deutscher Kämpfe“, I, 375 ff.

setzen könnten, und er rief ihnen schließlich zu: „Ist es denn ein schlechtes Lob für einen preußischen Minister, daß unsre Feinde ihn hassen wie den Gottseibeius?“ Das war ein offnes, mannhaftes Wort mitten in der Verwirrung und Verhezung der Gemüther, das vielen erlösend kam. Klärend wirkte auch die zusammenfassende Antwort König Wilhelms im Staatsanzeiger auf die verschiedenen Friedensadressen, worin er sein ernstliches Streben nach einem Ausgleich mit der Landesvertretung beteuerte; nachdem er schon am 10. Mai das Abgeordnetenhaus aufgelöst hatte, schrieb er jetzt im Juni die Neuwahlen auf den 3. Juli aus. Das Gezänk der Parteien sollte verstummen, denn das Wort gehörte jetzt den Waffen, das verstand jeder.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Am 12. Juni wurde gemeldet, General Manteuffel habe den Zusammentritt der von den Österreichern nach Ikehoe einberufenen hollsteinischen Ständeversammlung verhindert und sei im Vormarsche auf Altona, das preußische Panzerschiff „Arminius“ und mehrere Kanonenboote seien vor Hamburg erschienen, die Österreicher der Brigade Kalik (etwa 5000 Mann) ständen im Begriff, die Elbe zu überschreiten und durch Hannover abzuführen, Österreich aber habe in Frankfurt den Antrag auf Mobilisierung sämtlicher außerpreußischer Bundeskontingente gestellt! Am nächsten Tage schon wurde der preußische Bundesreformplan bekannt: der deutsche Bundesstaat unter preußischer Führung mit Ausschluß Österreichs. Es war das klare Programm der preußischen Politik, es war das, was die Liberalen selbst seit langer Zeit beehrten. Und doch fiel er platt zu Boden. Die Deutschen vermochten wieder einmal nicht die Sache von der Person zu trennen: sie wollten in ihrer ungeheuren Mehrzahl von Bismarck nun einmal nichts wissen und deshalb auch nichts von seinem Reformplan. „Welche unermessliche Wirkung würde dieser vor vier Jahren hervorgebracht haben“, schrieb damals mein Vater. Es war der genaue Ausdruck der herrschenden Stimmung.

Nun brach es mit betäubender Schnelligkeit herein, das Kriegsgewitter, und das stille Göttingen wurde plötzlich überflutet. Am Morgen des 13. Juni ging der erste Zug mit Truppen der Brigade Kalik vorbei, gegen 10 Uhr ein zweiter, ein Bataillon vom Infanterieregiment Ramming, Ungarn und Slawen. Trotz des trüben und regnerischen Wetters hatten sich Tausende von Menschen eingefunden, um sie zu sehen, doch niemand erwiderte ihre Zurufe, als sie einfuhren. Sie hatten einen längern Aufenthalt und stiegen aus, meist stämmige Gestalten von mittlerer Größe im grauen Mantel, unter den Unteroffizieren manches intelligente Gesicht. Viele, namentlich die Unteroffiziere, sprachen leidlich deutsch, die Slawen, bemerkte einer von diesen, verstanden nur, was sie beim Regiment gelernt hätten. Mit ihren preußischen Kameraden hatten sie häufige Prügeleien gehabt, doch sprachen sie davon ziemlich gleichgiltig. Inzwischen frühstückten die Offiziere, meist stattliche Männer im weißen Waffenrock, mit einigen Herren aus Göttingen und den Gendarmerieoffizieren, bald in eifriges Gespräch verwickelt; Hochs auf Österreich und Hannover wurden

ausgetauscht. Gegen elf Uhr dampften sie wegen der starken Steigung nach Dransfeld hinauf in zwei getrennten Zügen nach Kassel ab. Die Mannschaften sagten, sie gingen nach Frankfurt, die Offiziere wußten, daß ihr Ziel Böhmen sei. Am Morgen des 14., des Donnerstags folgten Trains und Kavallerie, grüne Windischgrätzdragoner, am Nachmittage Rhevenhüller-Infanterie, Deutschböhmen von Pilsen und Eger. Noch ahnte kein Mensch, daß diese Truppen schon Bundesgenossen der Hannoveraner gegen Preußen seien.

Da brachten die Morgenblätter die Meldung, Hannover habe sich angefichts des preussischen Bundesreformplans (in dem König Georg, wie er selbst sagte, eine Mediatisierung der Bundesfürsten sah) auf Österreichs Seite gestellt, und als ich gegen Abend mit einem Bekannten aus dem Waizischen Seminar von dessen Wohnung wegging, kommt uns ein anderer Genosse, ein Badener, in größter Aufregung entgegen mit der Nachricht, der österreichische Antrag auf Mobilisierung der Bundesruppen sei soeben mit neun gegen sechs Stimmen angenommen worden, Baden habe sich der Abstimmung enthalten, Hannover habe für Österreich gestimmt. Das hatte denn doch kein Mensch im Lande für möglich gehalten. Wir eilten alle aufs Museum, wo wir Näheres zu finden hofften; jetzt hatten wir den Krieg, und zwar den Krieg im Lande. Denn daß sich Preußen diese herausfordernde Abstimmung Hannovers nicht bieten lassen werde, war doch selbstverständlich; der Einmarsch preussischer Truppen stand also stündlich bevor, und schon gab man der Befürchtung Ausdruck, nun werde wohl Hannover „übergeschluckt“ werden. Noch am Morgen des Freitag gingen österreichische Militärzüge durch, Jäger und Artillerie. Niemand schien daran zu denken, sie in Hannover festzuhalten. Nachmittags jagten sich die Nachrichten. In das Waizische Seminar brachte ein Mitglied die Kunde, die Preußen seien bei Harburg über die Elbe gegangen, alle in Holstein verfügbaren Truppen seien im Vormarsche nach Hannover. Das Schicksal Hannovers und Deutschlands stand auf der Schneide des Schwerts. Was konnte uns da die mittelalterliche Fabel vom trojanischen Ursprung der Franken interessieren, die im Seminar verhandelt wurde! Nach dem Schlusse, den wir erleichtert begrüßten, eilten wir auf das Museum. Dort standen Depeschen angeschlagen vom Einmarsch der Preußen und vom Antrage R. von Bennigens in der zweiten Kammer, den König um die Entlassung des Ministeriums (Platen) und um die Annahme der preussischen Bundesreform zu bitten. Wir ahnten, daß das vergeblich sein werde, und in der That, als wir noch darüber debattierten, trat der mir befreundete Famulus von E. Curtius, bleich vor Erregung, herein und meldete, die hannoverschen Garden kämen noch heute Nacht im Rückzug auf Kassel hier durch. Unmittelbar danach sagte ein Ausrufer in den Straßen der Stadt die Einquartierung an; die Hausbesitzer wurden aufgefordert, während der Nacht ihr Haus offen zu halten. Wir saßen zu etwa zwanzig zusammen, davon war ein einziger Preuße, doch den Sieg Preußens wünschten wir allesamt, Nord- und Süddeutsche.

Inzwischen meldete eine neue Depesche den Einmarsch der Preußen auch von Minden her, und Reisende, die von Norden ankamen, erzählten, sie hätten ihre Kolonnen zwischen Harburg und Hannover gesehen. Und dann, um zehn Uhr, kam der erste Zug, der hannöversche Truppen brachte, schmucke Gardejäger; mit klingendem Spiele, von Tausenden begrüßt, marschierten sie in die Stadt. Gegen elf Uhr kam ein zweiter Zug. Mein Wirt erhielt vier Mann Einquartierung; unterwegs erfuhr ich, die Preußen seien auch bei Marburg in Hessen eingerückt. So ging es bis nach Mitternacht. In der größten Aufregung schrieb ich an meinen Vater, ich wolle morgen abreisen; wie ich mich nach der Heimat, von deren Schicksal in diesen Tagen ich gar nichts wußte — denn die Verbindungen waren schon unterbrochen —, durchschlagen werde, wisse ich freilich nicht.

Am nächsten Morgen, Sonnabends, um sechs Uhr weckte mich mein Wächter mit der Nachricht, soeben sei der König Georg mit dem Kronprinzen gekommen und in der Goldenen Krone, wenig Schritte von meiner Wohnung, abgestiegen; die ganze Stadt sei schon voll von Militär. Und nun kamen den ganzen Vormittag neue Bataillone die Weender Straße heranmarschirt, prächtige Truppen, stattliche, hochgewachsne, blonde Leute, echte Niedersachsen; mit klingendem Spiele begrüßten sie ihren blinden König, der am Fenster stand. Welch ein Jammer, daß er sie in den Bürgerkrieg schickte! Sie waren oft den ganzen vorhergehenden Tag marschirt, hatten unterwegs kaum etwas bekommen, wußten nicht, wohin. Aber sie zeigten sich entschlossen, mutig und ernst. Man hatte ihnen, wohl mit Absicht, vorgelogen, die Preußen hätten die Waterloossäule in Hannover (das sie noch gar nicht besetzt hatten!) zerstört; sie waren darüber tief erbittert, und man konnte sie sagen hören: „Lieber in den Tod als mit den Preußen!“ Doch schon begann man davon zu sprechen, daß sie abgeschnitten werden könnten, denn die Nachricht verbreitete sich, der Kurfürst von Hessen habe das preußische Ultimatum angenommen, und Kassel sei schon in den Händen der Preußen. Daraufhin beschloß ich, da ich befürchten mußte, daß die Verbindungen nach Norden bald abgeschnitten werden würden, über Kassel und Eisenach nach Leipzig abzureisen, wohin kurz nach drei Uhr ein Schnellzug abgehn sollte. Ich fand den Bahnhof erfüllt mit ankommendem Militär und Geschützen und hörte so manches, was auf große Verwirrung und Mangel an Schlagfertigkeit schließen ließ; so viel war klar, daß sich die hannöversche Armee vorläufig um Göttingen sammeln mußte, um sich für den Kampf einigermaßen vorzubereiten; das Königreich im übrigen gab sie preis. Nach peinlichem Warten kam endlich um fünf Uhr der Schnellzug, und aufatmend fuhr ich nach Kassel ab, in eine zunächst völlig dunkle Zukunft hinaus.

